

- 04.02.2022. <https://www.boersenblatt.net/news/preise-und-auszeichnungen/mithu-sanyal-fuer-identitti-ausgezeichnet-212201>
- Preiwuß, Kerstin. 2018. »Lieber M.« *Poetin 25. Autorschaft und Elternschaft*, hrsg. von Carolin Callies und Andreas Heidtmann, 150–57. Leipzig: poetenladen.
- Rautenberg, Arne. 2021. »Wortgeistern«. *freigeistern! – Der Podcast für Kinder- und Jugendliteratur* (Audio-Podcast, online). 25. Februar 2021. Letzter Zugriff am 04.04.2022. https://main.podigeecdn.net/media/podcast_27525_freigeistern_der_pdcst_fur_kinder_und_jugendliteratur_episode_390611_arne_rautenberg_wortgeistern.m4a?v=1616619272&source=feed
- Seel, Daniela. 2021. »Ein Verlangen nach Unbedingtheit«. In *Brotjobs & Literatur*, hrsg. von Iuditha Balint, Julia Dathe, Kathrin Schadt und Christoph Wenzel, 187–96. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Sprodowsky, Jennifer. 2020. »Zwischen Kind und Text – Schreibende Eltern im Literaturbetrieb«. *54books*. 29. Oktober 2020. Letzter Zugriff am 01.12.2021. <https://www.54books.de/zwischen-kind-und-text-schreibende-eltern-im-literaturbetrieb>
- Stelling, Anke. 2018. »Den Engel zeitweise aussperren. Gespräch mit Carolin Callies«. *Poetin 25. Autorschaft und Elternschaft*, hrsg. v. Carolin Callies und Andreas Heidtmann, S. 194–205. Leipzig: poetenladen.
- Thuswaldner, Anton. 2020. »Was einem da entgegenzwichert. Simone Hirths Briefroman ›Das Loch‹ zwingt seine Wahrnehmung der ganzen Welt auf«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 06.08.2020.
- Trauner, Sandra. 2019. »Wie aus Ölreichtum Lesekultur wird«. *Forschung & Lehre*. 15. Oktober 2019. Letzter Zugriff am 10.03.2022. <https://www.forschung-und-lehre.de/zeitfragen/wie-aus-oelreichtum-lesekultur-wird-2214>
- Wolf, Christa. 2005. *Ein Tag im Jahr. 1960–2000*. München: btb.

BOOKS OR BABIES? BOOKS AND BABIES?

Poetologische Perspektiven auf das Verhältnis von Mutterschaft und Autorinnenschaft um 1800, 1900 und 2000

Alena Heinritz

Abstract

Mutterschaft und Autorinnenschaft gelten bis heute als zwei Formen der ›Selbstverwirklichung‹, zwischen denen sich Frauen entscheiden müssen. Der Beitrag beschäftigt sich mit den Wechselverhältnissen zwischen poetologischen Äußerungen von Schriftstellerinnen und zeitgenössischen Konzepten von Arbeit und Care an drei Epochenschwellen: Sophie Mereau (um 1800), Franziska zu Reventlow (um 1900) und Rachel Cusk (um 2000).

Einleitung

Während ich über die Frage nach dem Verhältnis von Autorinnenschaft und Mutterschaft nachdachte, begegnete mir immer wieder ein ikonisches Bild: Das Bild einer Mutter, die künstlerisch produktiv ist, während sie ihr Kind hält. Maggie Nelson schreibt in *The Argonauts* (2015), sie könne nicht zugleich ein Baby halten und schreiben (Nelson 2015, 37).

Franziska zu Reventlow beweist das Gegenteil; sie schreibt zwei Monate nach der Geburt ihres Kindes mit dem Kind auf dem Arm (Reventlow [1897] 1992, 75). In der von Barbara Rieger 2021 herausgegebenen Anthologie *Mutter werden. Mutter sein. Autorinnen über die ärgste Sache der Welt* schreibt Elena Messner von »einhändig« verfassten Texten (Messner 2021, 114). Rachel Cusk beschreibt die Notwendigkeit, mit beiden Händen zu schreiben: Weil die Babysitterin kurzfristig abgesagt hatte, tippt sie kurz vor dem Ende einer wichtigen Deadline, während das schreiende Baby auf dem Arbeitszimmerboden liegt (Cusk [2001] 2019a, 158). Eine ähnliche Szene stellt die bildliche Darstellung der schreibenden »gelehrten Frau« von Johann Heinrich Ramberg aus dem Jahr 1802 dar, hinter deren Rücken Haushalt und Kinder sichtlich verwahrlosen (siehe die kommentierte Abbildung in Rulffes 2021, 170). Die Künstlerin Margareth Kaserer schließlich nimmt 2020 das Bild der Mutter mit ihrem Kind in ihrer Performance »Mutter Milch Kunst« auf. In einem mobilen Bühnenwagen, der an drei Veranstaltungstagen auf verschiedenen Plätzen in südtirolischen Gemeinden aufgestellt wurde, sitzt sie in einem Sessel und stillt ihren Sohn. Zwischen den Zehen ihrer beiden Füße hält sie Pinsel, mit denen sie während des Stillens auf eine Leinwand malt, die zu ihren Füßen liegt. An Kaserers Seite, an den Sessel gelehnt, sitzt ihr Partner, der Vater des Kindes. Er trinkt aus Glasflaschen, erst Muttermilch und dann Schnaps. Kaserer trägt blaue Arbeitshosen, ihre Haltung drückt aktive Entschlossenheit aus (Kaserer 2020; DMello 2021). Kaserers Performance weckt sofort Erinnerungen an Darstellungen der *Maria lactans*, changiert aber zugleich auf provokante Weise zwischen Ikonizität und Pragmatik. Das Bild der künstlerisch-produktiven Mutter mit ihrem Kind thematisiert das Verhältnis zweier Formen entgrenzender Aufgabenbereiche: Mutterschaft und Autorinnenschaft und stellt zugleich Fragen nach Formen der Darstellung dieses Verhältnisses.

Im Folgenden frage ich nach den Wechselverhältnissen zwischen poetologischen Äußerungen von Schriftstellerinnen und zeitgenössischen Konzepten von Arbeit und Care. Mutterschaft und Autorinnenschaft

gelten bis heute als zwei Formen der »Selbstverwirklichung«, zwischen denen sich Frauen entscheiden müssen (vgl. Hager 2021; zur Diskursgeschichte des »Aut liberi aut libri« siehe z. B. Kühn 2018, 54); beidem wird die Funktion einer »biografischen Erfüllung« zugewiesen, womit die Annahme verknüpft ist, dass eine finanzielle Entlohnung der Tätigkeiten nicht notwendig sei (vgl. Amlinger 2021, 17; 19; Rulffes 2021, 13). Ende des 18. Jahrhunderts entsteht – einhergehend mit der Emotionalisierung der familiären Beziehungen (Wegmann 2016, 54) – das moderne Mutterbild, dem entsprechend Mütter bedingungslose Fürsorge für Kinder und Haushalt leisten müssen und das bis heute den gesellschaftlichen Diskurs über Mutterschaft prägt (z. B. Rulffes 2021, 9). Dieses Mutterbild lässt Literaturproduktion nur unter Verzicht auf Fürsorge für Kinder zu, da diese Reproduktionsarbeit beinhaltet, die weder Ablenkung noch Vertretung duldet. Ursula K. Le Guins beschreibt das in ihrem Essay *The Fisherwoman's Daughter*: »[T]he Victorian script calls for a clear choice—either books or babies for a woman, not both« (Le Guin [1988] 1989, 218). Zugleich prägt das romantische, auf absolute Hingabe begründete Dichterideal bis heute die Vorstellungen über Literaturproduktion (z. B. Amlinger 2021, 24, 562; Le Guin [1988] 1989, 222).

Vor diesem Hintergrund verwundert die biologische Mutter-Metapher in Bezug auf geistige Werke kaum (Kühn 2018, 41, 46–57, 66–71; siehe auch Bock von Wülfigen 2013, 98). Sowohl das Ideal der Mutterschaft als auch das der Autor:innenschaft setzt absolute Hingabe voraus, beide Ideale zugleich zu erfüllen, ist aber genau deswegen ausgeschlossen. Entsprechend heben auch die zahlreichen aktuellen literarischen und essayistischen Veröffentlichungen (z. B. Cusk [2001] 2019a; Nelson 2015; Heti 2018; Writing with CARE/RAGE 2021; Rieger 2021) hervor, dass die Frage »Books or Babies?« eine Frage ist, die sowohl für zeitgenössische Autor:innenschafts-Entwürfe als auch für Mutterschaftsbilder entscheidend ist. Beispielhaft untersuche ich im Folgenden poetologische Perspektiven auf das Verhältnis zwischen Mutterschaft und Autor:innenschaft an drei Epochenschwellen von den Autorinnen Sophie Me-

reau (um 1800), Franziska zu Reventlow (um 1900) und Rachel Cusk (um 2000).

Sophie Mereau: »Einsamkeit und Stille«

Im 18. Jahrhundert kam es vor allem im urbanen Bereich zur räumlichen Trennung von Erwerbsarbeit und Familienleben (vgl. Günter 2014, 99; Rulffes 2021, 228). Mit dieser Trennung »bildet sich der Begriff Arbeit als bedeutender individualisierender Faktor heraus« (Günter 2014, 99). In ihrer Studie *Die Erfindung der Hausfrau* (2021) beschreibt Evke Rulffes die in Preußen staatlich verordnete Idealisierung von Mutterschaft vor diesem Hintergrund (vgl. Rulffes 2021, 172–78). Während es zuvor in fast allen Ständen normal war, Care-Arbeit bezahlten und oft ausgebildeten Arbeitskräften zu überlassen, wurde sie Ende des 18. Jahrhunderts deprofessionalisiert (vgl. Rulffes 2021, 12, 174). Es beginnt, wie Rulffes es nennt, die Verwechslung von »Kinderbetreuung mit Liebe«, eine Entwicklung, die mit der neuen Idee der »Liebesheirat« einhergeht (vgl. Rulffes 2021, 9,13). Care-Arbeit zu leisten soll für eine liebende Ehefrau und Mutter keine Pflicht sein, sondern eine Freude; das Diktum der Mutterliebe machte eine Vergütung überflüssig (vgl. Rulffes 2021, 13, 234; Günter 2014, 100). Dieser Diskurs verbreitet sich rasch und prägt die Diskussionen um Care-Arbeit bis heute. Zeitgleich etablierte sich um 1800 ein neues Urheberrecht, das Autor:innen ein Recht am Werk einräumt und ihnen ermöglicht, mit dem Schreiben literarischer Texte verlässlich Geld zu verdienen (vgl. Bosse 1981; Schmücker 2007; Balke 2014).

Sophie Mereau (1770–1806) war eine der ersten Schriftstellerinnen, die ihren Lebensunterhalt mit Schreiben verdiente (vgl. French 2008, 256). Nur eigenes Geld, so Mereau, ermögliche es ihr, »den Dingen außer sich eine selbstgewählte Form zu geben und sie zu seinen freien

Zwecken zu gebrauchen« (zit. nach Gersdorff 1990, 80). Mereau hatte eine Tochter (Hulda) und einen Sohn (Gustav, der bereits sechsjährig starb) gemeinsam mit ihrem ersten Mann, von dem sie sich scheiden ließ. Weitere Kinder mit ihrem späteren Ehemann Clemens Brentano starben kurz nach der Geburt; sie selbst starb sechsunddreißigjährig im Kindbett. Als Mutter reflektiert sie immer wieder darüber, wie sich Schreiben zu Care-Arbeit verhält:

Ach, es verstimmt mich so oft, dass ich zu Geistesarbeiten, nicht Ruhe, nicht Freiheit genug habe! – ich fühle innre Kraft, und niemand sieht das Unvollkommne meiner Schreibereien heller als ich. Unaufhörlich mahnt mich ein höheres Gefühl an etwas beßers vollkommners, und ach! da zwingen mich meine Verhältniße nur Bruchstücke, armseelige Bruchstücke zu liefern! (zit. nach Hammerstein 1996, 236)

Mereau bedauerte es, aus Zeitmangel neben zwei Romanen nur kürzere Texte schreiben zu können (vgl. Hammerstein 1996, 236). Ihre Kritik an den Verhältnissen war Impuls für ihr Schreiben, in dem sie oft Auswege aus den Strukturen suchte, die Frauen am Schreiben hinderten, und mit dem sie hoffte, Einfluss auf die Zukunft nehmen zu können (vgl. Hammerstein 1996, 236). Statt die Zustände nur zu kritisieren, »phantasierte Mereau wirklichkeitsüberschreitende Alternativen und literarisierte sie« (Hammerstein 1996, 245). Dabei ging es Sophie Mereau nicht darum, Frauen das Mutterdasein abzusprechen, sondern deutlich zu machen, dass Frauen durch entgrenzte und diffuse Care-Arbeit davon abgehalten werden, zu reflektieren und ihre Ziele zu verfolgen. In ihrer Erzählung *Elise* (1800) schreibt sie aus der Perspektive der Ich-Erzählerin:

Das Verlangen einem Manne zu gefallen war ganz aus meinem Gemüt vertilgt, und nur die Sehnsucht mich in einer häuslichen Sphäre unter Kindern auf eine schöne Art tätig zu sehen, erfüllte mich. Ich wußte genau was ich wünschte, und das machte mich ruhig; denn was die meisten Weiber unglücklich macht, ist, daß sie selten Zwecke haben, daher ihre ewige Wankelmütigkeit, Verstimmung. Und schwebt ihnen auch so mancher Zweck

des Lebens dunkel vor, so haben die meisten keine Zeit ihn fest zu fassen, nachzustreben, zu erreichen. Die tausenderlei kleinen Pflichten des Augenblicks ziehen sie ab, zerstreuen, zerstören sie, ehe sie noch Zeit gehabt haben, über den Zweck und die Anordnung derselben nachzudenken, und sich ein System darüber zu bilden. In gewissen Jahren bildet Einsamkeit und Stille unbeschreiblich; der Mann genießt sie meist in seiner Jugend, indes das Weib sich unter einer Menge verworrener Gestalten verliert, und ihr eignes Wesen nie verstehen lernt. (Mereau-Brentano [1800] 1996, 94–95; für eine Diskussion dieses Zitats siehe auch Hammerstein 1996, 253)

Auf den ersten Blick entspricht Elise dem Diktum selbstloser Mutterliebe und Häuslichkeit. Wenn sie »mit Geschmack und Anmut häuslich sein« will (Mereau-Brentano [1800] 1996, 93), greift sie den für sie vorgesehenen Lebensentwurf zur Subjektbildung auf. Die Angepasstheit der Figur an die zeitgenössischen Erwartungen an eine Frau lässt Spekulationen zu, dass die Erzählung *Elise*, die überaus positiv aufgenommen wurde, von Mereau gezielt auf den Verkaufserfolg hoffend entworfen worden sein könnte (siehe dazu Hammerstein 1996, 252–253). In der oben zitierten Passage wird aber bei genauerem Hinsehen die Vielschichtigkeit der Figur Elise deutlich, wie Hammerstein zeigt. Elise sehnt sich nach häuslicher Tätigkeit »auf eine schöne Art«, legt dabei aber ganz ausdrücklich Wert darauf, sich nicht von den alltäglichen Aufgaben von ihrem Ziel ablenken zu lassen. Damit, so Hammerstein, deckt Mereau mit ihrer Figur Elise »eine der Ursachen auf[], die viele von Mereaus Zeitgenossinnen davon abhielt, so mutige, selbstbestimmt zielgerichtete, nach Verwirklichung ihrer Persönlichkeit und Schaffenskraft strebende Frauen zu werden, wie die Autorin sie als Fiktionen in einigen ihrer Prosawerke vorstellt« (Hammerstein 1996, 253). So scheint im fiktionalen Entwurf die Hoffnung auf eine Verbindung von eigenen Zielen, dem reflektierten Denken und Mutterschaft auf. Das utopische Schreiben wird für Mereau zur Möglichkeit, die Kontingenz scheinbar unveränderlicher Tatsachen hervorzuheben und Alternativen zu Lebensentwürfen aufzuzeigen, die »Books and Babies« verbinden könnten.

Franziska zu Reventlow: Die »freie Mutterschaft«

Wie Sophie Mereau lebte Franziska zu Reventlow von ihrem Schreiben. Für Reventlow war Autorinnenschaft untrennbar mit der Notwendigkeit verbunden, Geld zu verdienen – eine Notwendigkeit, die ihr Entschluss zur »freien Mutterschaft« (Kubitschek 1998, 324–25) mit sich brachte, also selbstbestimmt und ohne Ehemann und seine Versorgung Mutter zu sein. Reventlow musste neben dem Schreiben noch Geld dazuverdienen, zur Not auch mit Prostitution (vgl. Kubitschek 1998, 311). In ihrem Tagebuch beschreibt sie ausführlich die hohen Anforderungen, mit denen sie als Berufsschriftstellerin konfrontiert ist: Das Zusammensein mit dem Kind wird in ihrer Darstellung getrübt durch den ständigen Zwang, schreiben und übersetzen und bis zu einer bestimmten Abgabefrist große Mengen an Text abliefern zu müssen. Mal findet sie eine Kinderbetreuung, zumeist aber behilft sie sich selbst – etwa indem sie ihren Sohn im Garten anleint: »Draußen kann ich nicht arbeiten, zu oft gestört. Binde Bubi an und laß' ihn allein spielen. Sitz' drin am Schreibtisch mit soviel Sehnsucht nach ihm, möchte draußen sein und mit ihm im Gras liegen, ganze Tage« (Reventlow [1899] 1992, 111). Im Winter baut sie ihm eine große Spielkiste; sie steigt »manchmal zu ihm in die Kiste hinein, er empfängt mich mit ausgebreiteten Armen und schenkt mir seine Flasche. Neulich schlief ich so ein und wußte nachher gar nicht, wo ich war« (Reventlow [1898] 1992, 102).

Es ist die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, nicht in erster Linie die Care-Arbeit, die sie davon abhält, »für sich selbst« zu schreiben: »Finde kaum mehr Zeit zum Schreiben für mich selbst, stehe um halb sechs auf und um zwölf zu Bett« (Reventlow [1897] 1992, 76). Der autobiografische Roman *Ellen Olestjerne* (1903) endet dann mit den Vorbereitungen auf die Geburt des Kindes und dem Plan, zu schreiben:

Ein kleines, enges Zimmer mit zwei Fenstern nach Süden – ohne Läden, die man gegen die Hitze schließen könnte – mein alter, großer Tisch, der fast den ganzen Raum ausfüllt – gegenüber Schieferdächer, auf denen die Sonne glüht – und schreiben, den ganzen Tag von Morgen bis Abend. [...] Alles scheint zu warten – die kleine Wiege, die neben meinem Schreibtisch steht [...]. Nur die letzte Arbeit muß noch getan sein – meine Augen brennen nach Schlaf. (Reventlow [1903] 2010, 167–68)

Das Arrangement von Schreibtisch und Wiege verbildlicht hier Reventlows notgedrungen pragmatischen Umgang mit der Frage »Books or Babies?«. Anders als bei Sophie Mereau ist es weniger das Reflektieren, das durch das Muttersein gefährdet ist. Reventlows autobiografisches Schreiben spiegelt das Spannungsverhältnis zwischen Sentimentalisierung von Mutterschaft und Ökonomisierung von Autor:innenschaft, wenn das Schreiben als Brotjob außerhalb einer Versorgungsehe notwendige Voraussetzung für die Vereinbarung von Autorinnenschaft und Mutterschaft wird. Reventlow unterscheidet dabei klar zwischen dem notwendigen Schreiben und Übersetzen, das sie Arbeit nennt, und dem von ökonomischen Zwängen entbundenem Schreiben »für mich selbst«. Dabei gelingt es im »Schreiben für mich selbst« über ihren für ihre Zeit in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Lebensentwurf zu reflektieren – ihr Roman *Ellen Olestjerne* ist ein gutes Beispiel dafür. Mit der Selbststilisierung in ihren Texten, durch die sie in der Literaturgeschichte als unabhängige und schillernde Gestalt in Erinnerung geblieben ist, setzt sie dem Bild des einsamen männlichen Genies das Bild einer schreibenden Mutter bzw. einer Autorin, die auch Mutter ist, entgegen.

Rachel Cusk: The »drive to bring forth and create«

Rachel Cusk veröffentlichte ihr Buch *A Life's Work: On Becoming a Mother* zuerst 2001. Die Reaktionen auf das Buch waren heftig: Cusk wurde vorgeworfen, das Glück zu verleugnen, das Mutterschaft bedeute (Cusk 2019c, 4). Cusk schreibt in ihrem Buch, der Preis, den sie für ihre Mutterschaft gezahlt habe, sei durch die Freude, Mutter zu sein, nicht aufgewogen worden (Cusk [2001] 2019a, 151) – auch wenn das nichts mit dem Verhältnis zu ihren Kindern zu tun habe. Mutterschaft, so Cusk, ist ein politisches Thema, über das geschrieben werden muss, ohne dabei die Umstände zu vernachlässigen, unter welchen überhaupt geschrieben werden kann: »[T]he issue of children and who looks after them has become, in my view, profoundly political, and so it would be a contradiction to write a book about motherhood without explaining to some degree how I found the time to write it« (Cusk [2001] 2019b, 11). Die Betreuung der eigenen Kinder nämlich sei keineswegs immer erfüllend, sondern verändere das Selbstverständnis der Care-Arbeiter:in radikal: »Looking after children is a low-status occupation. It is isolating, frequently boring, relentlessly demanding and exhausting. It erodes your self-esteem and your membership of the adult world« (Cusk [2001] 2019b, 13–14). Aus dieser Erfahrung entwickelt sie die Forderung, über Mutterschaft zu schreiben, und kommt zu demselben Schluss wie vor ihr Virginia Woolf: »[a]ll these infinitely obscure lives remain to be recorded« (Woolf [1929] 2008, 116). Für Cusks Autorinnenschaft besteht durch die Mutterschaft darüber hinaus die Gefahr, die eigene Zeit nicht mehr selbst gestalten zu können und zu wollen, sondern nur noch auf die Bedürfnisse des Kindes zu reagieren:

Caring for her [i.e. her daughter, A.H.] is like being responsible for the weather, or for the grass growing: my privileged relationship with time has

changed, and though these tasks are not yet arduous they already constitute a sort of serfdom, a slavery, in that I am not free to go. [...] [Y]et occasionally I find a predictable integrity in it too, a freedom of a different sort: from complexity and choice and from the reams of unscripted time upon which I used to write my days, bearing the burden of their authorship. [...] I am walking over the grave of my sex. The state of motherhood speaks to my native fear of achievement. (Cusk [2001] 2019a, 141)

Elena Messner, die über eine ganz ähnliche Erfahrung schreibt, nennt dieses Phänomen die »Gefahren der *muttergewordenen* Zeit« (Messner 2021, III). Cusk empfindet die Selbstverständlichkeit, mit der von ihr erwartet wird, alle ihre Beschäftigungen fallen zu lassen, sobald das Baby schreit, als Zumutung. Diese unbedingte Präsenz, so ihre Einsicht, mache allerdings letztlich Mutterschaft aus (Cusk [2001] 2019a, 76). Mit der Notwendigkeit, diese Präsenz lernen zu müssen, erklärt sich Cusk das monatelange Schreien ihrer Tochter: Es sollte aus einer Autorin eine Mutter machen. Erst als die Transformation vollzogen war, konnte das Schreien aufhören (Cusk [2001] 2019a, 77). Schließlich findet Cusk über ihre Mutterschaft einen neuen Zugang zur Literatur: »[M]y experience of reading, indeed of culture, was profoundly changed by having a child, in the sense that I found the concept of art and expression far more involving and necessary, far more human in its drive to bring forth and create, than I once did« (Cusk [2001] 2019b, 15–16). Mutterschaft steht dem Schreiben also letztlich nicht einfach nur hindernd entgegen, sondern in einem engen Wechselverhältnis damit.

Schluss

In ihrem Essay *Books & Babies* (2021) beschreibt Elisabeth R. Hager, wie sie nach der Geburt ihres ersten Kindes feststellen musste, dass der Literaturbetrieb Care-Arbeiter:innen systematisch ausgrenzt (siehe dazu auch Gugić 2021; Amlinger 2021, 380). Neben Erwerbsarbeit und Care-

Arbeit als Mutter sehnt sich das Ich in Hagers Essay nach dem Schreiben und merkt, dass die verknappte Zeit ihre Produktivität steigert. Nun ist Hagers Essay alles andere als ein Plädoyer dafür, die Vereinbarkeit von »Books & Babies« dem Selbstmanagement der Mutter zu überlassen. Vielmehr hinterfragt er die Vorstellung, dass Mutterschaft Kreativität grundsätzlich ausschließt:

Können wir das Bild des einsamen, meist männlichen Genies, das, befreit von der Weltlichkeit der Sorgearbeit, permanent geilen Content generiert, nicht endlich in die Tonne klopfen? Ist nicht gerade das bemerkenswert, zu schreiben, wenn es zeitlich kaum machbar ist und ständig jemand an einem zerrt? (Hager 2021)

Die Frage »Books or Babies?«, das haben die vorangegangenen Beispiele gezeigt, führt zwangsläufig zu einer Beschäftigung mit Bildern von Mutterschaft *und* Autor:innenschaft und den Bedingungen, die Schreiben möglich machen. Das literarische Schreiben selbst kann die Kontingenz historischer Vorstellungen von Autor:innenschaft und Mutterschaft sichtbar machen und öffnet einen Möglichkeitsraum, um über Alternativen nachzudenken. Sophie Mereau arbeitete dazu um 1800 mit utopischem Schreiben. Vor dem Hintergrund der in ihrer Zeit aufkommenden Sentimentalisierung des Mutterbildes schrieb sie gegen die alltäglichen Aufgaben an, die Frauen daran hinderten, sich zu konzentrieren. Dabei hielt sie Schreiben und Mutterschaft gar nicht für unvereinbar. Wie es in ihrer Erzählung *Elise* heißt, fehlt es Frauen lediglich an »Einsamkeit und Stille«, um sich über ihre Ziele klar zu werden; die diffuse und entgrenzte Care-Arbeit verhindert nach Mereau jegliche Reflexion und damit Selbstbewusstsein, Produktivität und Glück. Hier wird die Vorstellung des männlichen einsamen Denkens und Schreibens aufgegriffen und für sich eingefordert. Franziska zu Reventlow fehlt schlicht das Geld für eine gelungene Verbindung von Autorinnenschaft und Mutterschaft: Nicht die Care-Arbeit in erster Linie hält sie vom Schreiben ab, es ist die Notwendigkeit, Auftragsarbeiten anzunehmen, um Geld zu verdienen

und ihr Ideal der »freien Mutterschaft« außerhalb einer Versorgungssehe leben zu können. Schreiben aber ist es letztlich, das es ihr ermöglicht, ihren Lebensentwurf zu einem Mythos werden zu lassen, der den zeitgenössischen Vorstellungen von Autor:innenschaft eine neue Facette hinzufügt. Rachel Cusk schließlich sehnt sich nach alternativen Formen der Mutterschaft, deren gegenwärtige Bedingungen sie als isolierend und entwürdigend empfindet. Literatur über die Erfahrung der Mutterschaft könnte dabei helfen. Letztlich lassen sich Autorinnenschaft und Mutterschaft für sie aber nicht trennen, wenn ihr die Mutterschaft für das Schreiben notwendige Erfahrungen und Impulse bietet. Es bleibt, über neue Möglichkeiten des »Books AND Babies« nachzudenken – denn, wie Elena Messner schreibt: »Es wird eine der großen Ideen des 21. Jahrhunderts sein, dass Mütter Schriftstellerinnen sind und umgekehrt« (Messner 2021, 114).

Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle Rosalyn D’Mello für die Gespräche über das Thema dieses Beitrags und die daraus entstandenen Impulse danken. Ihr Projekt *In the Name of the Mother*, an dem sie 2021–2022 als Fellow im Künstlerhaus Büchsenhausen (Innsbruck) gearbeitet hat, ist für diese Überlegungen eine wichtige Inspiration (siehe Künstlerhaus Büchsenhausen). Ich danke außerdem Elisabeth R. Hager für das Gespräch im Rahmen der Veranstaltung »Schreiben zwischen Care und Rage« im Literaturhaus am Inn, Innsbruck (09. November 2021). Ich möchte darüber hinaus Dr. Tobias Unterhuber für die wichtigen Anregungen zu Mutterschaft und Autorinnenschaft bei Franziska zu Reventlow danken. Ich danke allen Teilnehmer:innen des Workshops »Literatur und Care« für die wertvollen Anregungen.

LITERATUR

- Amlinger, Carolin. 2021. *Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Balke, Friedrich. 2014. »>Die Natur wird ad acta genommen<. Juristische Fiktion und die Arbeit der Literatur.« In *Kunst und Arbeit. Zum Verhältnis von Ästhetik und Arbeitsanthropologie vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hrsg. von Anja Lemke und Alexander Weinstock, 123–38. Paderborn: Fink.
- Bock von Wülfigen, Bettina. 2013. »Zeugung.« In *Gender@Wissen: Ein Handbuch der Gender-Theorien*, hrsg. von Christina von Braun und Inge Stephan, 97–120. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Bosse, Heinrich. 1981. *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn: Fink.
- Cusk, Rachel. (2001) 2019a. *A Life’s Work. On Becoming a Mother*. 2. Aufl. London: Faber & Faber.
- Cusk, Rachel. (2001) 2019b. »Introduction.« In *A Life’s Work. On Becoming a Mother*. 2. Aufl., 7–16. London: Faber & Faber.
- Cusk, Rachel. 2019c. »Introduction to This Edition.« In *A Life’s Work. On Becoming a Mother*. 2. Aufl., 1–6. London: Faber & Faber.
- D’Mello, Rosalyn. 2021. »Art or Children? When motherhood remains taboo in a non-inclusive art world, can artists dare to embrace their maternal bodies?«. *STIRworld.com*. 12. Januar 2021. Letzter Zugriff am 01.06.2022. <https://www.stirworld.com/think-opinions-art-or-children>
- French, Lorely. 2008. »Briefform und Lebensstoff, Lebensform und Briefstoff. Die Ästhetik des Briefes bei Sophie Mereau und zeitgenössischen Schriftstellerinnen.« In *Sophie Mereau. Verbindungslinien in Zeit und Raum*, hrsg. von Katharina von Hammerstein und Katrin Horn, 245–74. Heidelberg: Winter.
- Gersdorff, Dagmar von. 1990. *Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Brentano-Mereau*. Frankfurt am Main: Insel.

- Gugić, Sandra. 2021. »Blut, Milch, digitale Tinte.« In *Mutter werden. Mutter sein. Autorinnen über die ärgste Sache der Welt*, hrsg. von Barbara Rieger, 59–81. Graz/Wien: Leykam.
- Günter, Manuela. 2014. »Jenseits von Kunst, Arbeit und Muße. Weibliches Schreiben 1800/1900.« In *Kunst und Arbeit. Zum Verhältnis von Ästhetik und Arbeitsanthropologie vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hrsg. von Anja Lemke und Alexander Weinstock, 99–122. Paderborn: Fink.
- Hager, Elisabeth R. 2021. »Books & Babies!« . *54books*. 07. Januar 2021. Letzter Zugriff am 01.06.2022. <https://www.54books.de/books-babies/>
- Hammerstein, Katharina von. 1996. »›Schaffen wir uns neue Welten‹. Ein Nachwort zu Schreibspuren in Sophie Mereau-Brentanos Lyrik und Erzählungen.« In *Ein Glück, das keine Wirklichkeit umspannt. Gedichte und Erzählungen*, hrsg. von ders., 231–59. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Heti, Sheila. 2018. *Motherhood*. London: Harvill Secker.
- Kaserer, Margareth. 2020. »MUTTER MILCH KUNST. Performance.« Letzter Zugriff am 21.12.2022. <https://cargocollective.com/margarethkaserer/Prfrmnce>
- Kubitschek, Brigitta. 1998. *Franziska Gräfin zu Reventlow. Leben und Werk*. München/Wien: Profil.
- Kühn, Renate. 2018. »›Weil sie mit Werken schwanger sind‹. Anthropomorphe metapoetische Metaphorik im Kontext des biologischen Modells von Autorschaft.« In *Schreiben. Dortmunder Poetikvorlesungen von Felicitas Hoppe. Schreibszenen und Schrift – literatur- und sprachwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Ludger Hoffmann und Martin Stingelin, 39–90. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Künstlerhaus Büchsenhausen. »Rosalyn D’Mello. In the Name of the Mother.« Letzter Zugriff am 08.02.2022. <https://www.buchsenhausen.at/fellow/rosalyn-dmello/>
- Le Guin, Ursula K. (1988) 1989. »The Fisherwoman’s Daughter.« In *Dancing at the Edge of the World. Thoughts on Words, Women, Places*, 212–37. New York: Grove Press.

- Mereau-Brentano, Sophie. (1800) 1996. »Elise.« In *Ein Glück, das keine Wirklichkeit umspannt. Gedichte und Erzählungen*, hrsg. von Katharina von Hammerstein, 83–101. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Messner, Elena. 2021. »Brief an eine muttergewordene Schriftstellerin.« In *Mutter werden. Mutter sein. Autorinnen über die ärgste Sache der Welt*, hrsg. von Barbara Rieger, 110–24. Graz/Wien: Leykam.
- Müller, Lena. 2022. »Books and Babies.« *Literaturbote* 37 (141: Care, hrsg. v. Julia Wolf, Verena Güntner und Elisabeth R. Hager für *Writing with CARE/RAGE*): 113–17.
- Nelson, Maggie. 2015. *The Argonauts*. Minneapolis: Graywolf Press.
- Reventlow, Franziska Gräfin zu. 1992. »Tagebuch der Gräfin Franziska zu Reventlow.« In *Tagebücher 1895–1910*, hrsg. von Else Reventlow, 25–487. Hamburg/Zürich: Luchterhand.
- Reventlow, Franziska zu. (1903) 2010. »Ellen Olestjerne. Eine Lebensbeschreibung.« In *Ellen Olestjerne. Von Paul zu Pedro*, hrsg. von Karin Tebben. Band 1 von *Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hrsg. von Michael Schardt u. a., 11–169. Hamburg: Igel.
- Rulffes, Evke. 2021. *Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwertung*. Hamburg: HarperCollins.
- Schmücker, Reinold. 2007. »Urheberrecht.« In *Metzler Lexikon Literatur: Begriffe und Definitionen*, hrsg. von Dieter Burdorf, Christoph Fasbender und Burkhard Moennighoff, 795. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Wegmann, Thomas. 2016. »Über das Haus. Prolegomena zur Literaturgeschichte einer affektiven Immobilie.« *Zeitschrift für Germanistik* 26 (1): 40–60.
- Woolf, Virginia. (1929) 2008. »A Room of One’s Own.« In *A Room of One’s Own and Three Guineas*, hrsg. von Morag Shiach, 1–149. Oxford: Oxford University Press.
- Writing with CARE/RAGE. 2021. »Das Kollektiv.« Letzter Zugriff am 15.02.2022. <https://care-rage.de/ueber-das-kollektiv/>